



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Die Spiritualität des Ignatius vom Gestern ins Heute

29.10.1991

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.42.42

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-25595](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-25595)

Bischof Dr. Reinhold Stecher

Vortrag auf Einladung des Kath. Bildungswerkes und des Jesuitenkollegs am 29. Oktober 1991 an der Theologischen Fakultät Innsbruck

Die Spiritualität des Ignatius vom Gestern ins Heute

Wenn man über die Bedeutung der ignatianischen Spiritualität durch die Geschichte herauf bis in unsere Gegenwart herein sprechen soll, wäre es natürlich notwendig, mit der ausgedehnten Ignatius-Literatur in Griffweite zu recherchieren, Zeitloses und Zeitgebundenes zu filtern und gründliche Studien zu betreiben. Ich bin überzeugt, daß man dafür gerade in Innsbruck bessere Fachleute gefunden hätte als mich, der ich ja diesem wissenschaftlichen Niveau schon deshalb so schlecht entsprechen kann, weil mir die Zeit für so eine profunde Bewältigung des Themas fehlt. So will ich ein Verständnis machen:

Ich habe diese Rede nicht am Schreibtisch geschrieben. Ich bin dazu drüben in der Jesuitenkirche gesessen, die zu gewissen Tageszeiten eine Oase der Stille ist, in einer der Bänke, die ich schon als kleiner Schüler des Akademischen Gymnasiums gedrückt hatte, unter den kühlen, weiten Gewölben und der großartigen Kuppel, mit dem Weiß des Stucks, dem Rot der Marmor Pfeiler und dem Schwarz des Holzes. Vor mir am linken Altar das Bild des Herzens Jesu, der Kopie des Bildes von Bozen, auf der anderen Seite der Altar des Diözesanpatrons Petrus Canisius, der in Innsbruck und Hall gewirkt hat. Unter mir die stillen Räume der schlichten Krypta, mit den Gräbern meiner verehrten Lehrer und Erzieher, eines Josef Andreas Jungmann, eines Karl Rahner, eines Franz Lackner und Paul Gächter und vieler anderer. Es gibt Krypten in großen Domen, in denen mehr Prominenz versammelt ist, aber nicht viele, in denen so viel Geist ruht wie in der Krypta der Jesuiten in Innsbruck. Neben mir, Wand an Wand, die Säle der Theologischen Fakultät, wie dieser hier, in denen wir noch in gemessenem Latein uns allwöchentlich in den disputationes scholasticae übten, eine Welt des Geistes, die irgendwo einen geheimen Bezug zur beherrschten, kühlen Architektur der Jesuitenkirche hat. Gleich neben mir war da der Beichtstuhl, in dem ich zum erstenmal einen lachenden Beichtvater erlebte, als ich als Zehnjähriger meine Wut gegen einen stinklangweiligen Prediger als "Sünde gegen den Heiligen Geist" beichtete.

Das alles war um mich, als genius loci, als ich nachzudenken und niederzuschreiben begann, was mir zum Geist des Ignatius, der Weltkirche, der Heimat und unserer heutigen Situation einfiel. Und da dies alles mit so viel persönlichen Erinnerungen und Bezügen verwoben ist, werden Sie verstehen, daß ich die Worte zu diesem Thema nicht einfach wie irgendein Referat in eine Maschine hämmern konnte. Es berührt das alles viel zu sehr mein eigenes Leben, bis hin zum Herzen aller Dinge, das hinter der Geschichte und dem Universum schlägt. Und gleichzeitig muß ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich nicht mehr bieten kann als eine Skizze, die sich mit ein paar Strichen begnügt, Gedanken, die in der stillen Kirche in mir aufgetaucht sind, in der der Heiligsten Dreifaltigkeit geweihten Kirche, in die die Strahlen der Abendsonne gefallen sind, die schönste Beleuchtung für eine dankbare Bilanz, die sich über große Lebensräume spannt.

I. Glut aus der Tiefe

Der erster Gedanke, der mich bewegte, war die Erkenntnis, daß die Spiritualität des Ignatius wirklich eine Glut aus der Tiefe war. Die Höhle von Manresa war ein Ort mystischer Eruption, ein Lavaström religiöser Ergriffenheit, und auch der später kühlere und besonnenere Ignatius verrät in seinen Briefen immer, was den tiefsten Grund seiner Seele bewegt: *hallar Dios*, Gott finden. Und er hat die Gottsuche und das Gottfinden im Laufe seiner inneren Reifung nicht nur auf die großen Stunden der Erleuchtung und der Ergriffenheit beschränkt, auf Kraftakte des Asketischen, die er am Anfang versucht hat, - er hat das "hallar Dios" auf "alle Verrichtungen und Arbeiten des Tages" ausgedehnt, wie er selbst formulierte. Er war zweifellos ein Mystiker von hohen Graden, aber ein Mystiker von *verhaltenen* Glut. Er ist nie mit seinen Gesichten und Verzückungen hausieren gegangen, und er bleibt gegenüber Privatoffenbarungen und allem Außerordentlichen sehr distanziert. Seine Gottbegegnung wird umgesetzt ins Apostolische, Dienende, Pastorale, in die Reich-Gottes-Arbeit. Er wirft als Mystiker nie mit großen Scheinen um sich, er wechselt alles in das Kleingeld eines verborgenen Alltags in Gott um. Sein "hallar Dios" zielt nicht auf Sensation, sondern auf das Engagement in Christus.

Es hat immer Vertreter des Ordens des heiligen Ignatius gegeben, die diese Glut aus der Tiefe weitergetragen haben durch die Jahrhunderte bis heute. Wenn ich ein Beispiel für Tirol herausgreife (es ist nur eins, aber ich habe mir vorgenommen, heute der vergessenen Söhne des Ignatius und unserer Heimat zu gedenken), dann betrifft es einen Mann, der das geistliche Gesicht unseres Landes nachhaltig geprägt hat.

Ich glaube nicht, daß viele Tiroler, die auf der Pustertalerstraße von St. Lorenzen nach Bruneck fahren, einen Blick auf die kleine Kreuzkirche verschwenden, die da an den Ufern der Rienz links von der Straße im Gelände steht, und die das Grab eben dieses bedeutenden Jesuiten birgt. Es ist P. Christoph Müller, zunächst Indienmissionar, dann Leiter der jahrzehntelang währenden Jesuitenmission Tirols im 18. Jahrhundert, die ja wahrscheinlich die das Land am meisten prägende pastorale Aktion der Geschichte war. Dieser gebürtige Brixner war von einer tiefen Frömmigkeit - wenn er über die heilige Eucharistie gepredigt hat, hat er dies immer aus Ehrfurcht kniend getan. Und wenn wir bedenken, was von diesem Mann an religiöser Formung ausgegangen ist - einer Formung, die heute noch durch unsere barocken Dorfkirchen strahlt, die Kapellen, Wegkreuze, Prozessionen, Passionsspiele, Heilige Gräber, Weihnachtskrippen, Rosenkränze, Anbetungen, Kreuzwege, Wallfahrten und die Herz-Jesu-Verehrung -, wenn wir das alles bedenken, verstehen Sie, warum ich diesen Mann beim Punkte "Glut aus der Tiefe" als einen derer erwähne, die einen Funken der Glut aus der Höhle von Manresa in unser Land gebracht und einen Brand entfacht haben bis tief hinein in die Herzen der Menschen.

Mit der verhaltenen Glut aus der Tiefe hat Ignatius auch für uns heute etwas zu sagen.

In unserer Zeit gibt es wahrscheinlich mehr Sehnsucht nach Gottesbegegnung, als Kirchenstatistiken verraten. Das gilt auch für eine

Wohlstandsgesellschaft, die auf der anderen Seite in Platttheit zu versinken droht. Wenn in kirchlichen Organisationen und Bewegungen dieses Innerste aller Anliegen zu kurz kommt, nämlich die Gottsuche, dann dokumentieren Verantwortliche nicht nur ein bedenkliches spirituelles Defizit. Sie haben sozusagen auch zu wenig Marktforschung betrieben, sonst müßte ihnen doch auffallen, welch blühendes Geschäft mit irgendwelchen Ersatzmystizismen betrieben wird. Das gilt ja - leider - sogar für den innerkirchlichen Bereich. Neben der groben Vernachlässigung religiöser Sehnsüchte auf der einen Seite gibt es auf der anderen die fragwürdigen Angebote, in denen ein von angeblichen Botschaften und Communiqués überquellendes Jenseits eine für gesunde Frömmigkeit gefährliche Rolle spielt. Wer sich gegenüber "Fließbanderscheinungen" skeptisch zeigt, wird schon als "schwach im Glauben" eingestuft. Darum scheint mir heute die verhaltene Glut des Ignatio de Loyola so aktuell: Sowohl gegen das mystische Defizit wie auch gegen die mystische Übertreibung.

II. Stärker als eine Kirchenkrise

Der zweite Gedanke, der mir da drüben in der stillen Kirche kam und dessentwegen ich den heiligen Ignatius immer schon bewundert habe, war der: Seine Spiritualität war stärker als eine Kirchenkrise.

Vor vielen Jahren habe ich einmal bei Prof. Ferdinand Maaß SJ als Spezialstudium in der Kirchengeschichte die kirchlichen Zustände in der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zugewiesen bekommen. Das trifft also genau die Lebenszeit des heiligen Ignatius. Prof. Maaß hat mir in seine beinahe rauen Sachlichkeit gesagt: "Es darf für Sie nur eine Frage geben: Was ist gewesen? Beschönigung ist keine Kategorie der Wissenschaft...". So habe ich mich also bemüht, in die Materie einzudringen. Es war - bei aller Berücksichtigung positiver Züge - im Ganzen doch ein erschütterndes Bild, das sich entrollte. Übrigens auch für Tirol. Manchmal habe ich mir gedacht: Würdest du, mit allen Vollmachten versehen, in diese Zeit zurückversetzt werden, um auch nur die schrecklichsten Mißstände zu beseitigen oder zu mildern, du hättest nicht gewußt, wo wie man beginnen sollte. Das aber war die Kirche, der sich Ignatius und ein Petrus Canisius gegenüber sahen und der sie ihr ganzes, unbedingtes und nie widerrufenes Engagement schenkten.

Ignatius hatte ein Papsttum vor sich, von dem man (wenige, kurzlebige Ausnahmen wie Hadrian VI. beiseitegelassen) als höchstes Verdienst nur anmerken kann, daß hie und da einmal auch ein guter Kardinal ernannt wurde. Im übrigen lebten sie einen dem Vorbild Christi hohnsprechenden Stil von Renaissancefürsten, und Macchiavelli war mehr als einmal ihr Kirchenlehrer. Ein Großteil der Bischöfe hatte nicht den geringsten Bezug zu seinen pastoralen Pflichten, und ihr Interesse galt den Pfründen, nicht den Seelen. Viele erreichten einträgliche Würden schon im Kindesalter. Die Priester waren auf weiten Strecken ungebildet und lebten weniger für die Verkündigung als vom Verkauf der Sakramente. Aber auch Kräfte der Reform bewegten sich oft auf merkwürdigen Bahnen. Ignatius selbst hatte mehrfach mit der Inquisition zu tun, einmal sogar im Gefängnis, weil seine Pastoration verdächtig war. Und als

alter Mann mußte er stundenlang um Fassung ringen, als ein "Reformer" vom Schlage Pauls IV. auf den Papstthron kam, der ein besonderer Liebhaber der Inquisition war und bestgesinnte Kardinäle in die Engelsburg sperrte.

So war die Kirche, in der Ignatius lebte. Aber seine Liebe zu Christus, zu dem in dieser Kirche trotz allem anwesenden Christus war so tief, daß ihn die eklatantesten Mißstände nicht aus dem Sattel heben konnten. Auch wenn Ignatius die Dinge sicher nicht mit den Augen eines Katholiken des XX. Jahrhunderts betrachtet hat, so steht doch außer Zweifel, daß seine Spiritualität, die stärker war als eine Kirchenkrise, ein unüberhörbarer Appell für unsere Zeit ist.

Wir leben auch heute in einer Kirche der Spannungen, der gegensätzlichen Positionen und daraus entspringender tiefer Entfremdungen und Enttäuschungen. Objektiv betrachtet läßt sich aber die Situation der Kirche von heute und damals nicht vergleichen. Mit dem Blick auf Ignatius müßte sich heute so mancher mit seiner Resignation etwas kleingläubig und kleinkariert vorkommen. Es ist ja von niemandem verlangt, den wachen Blick für Fehlentwicklungen aufzugeben und so zu tun, als wäre alles bestens. Aber es müßte doch hinter allen unseren Vorbehalten die christliche Magnanimitas aufblühen, das "Sich-Spannen des Geistes auf die großen Dinge", wie es Thomas von Aquin genannt hat.

Wir hätten einige Nachhilfestunden bei Ignatius nötig. Die Krisenfestigkeit des ignatianischen Kirchenengagements lag einfach darin, daß sein Glaube in den Tiefen des Ewigen begründet war, in der täglich neu gesuchten Begegnung mit Gott, in der Verbundenheit mit Christus. Und damit glich er dem Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Früchte bringt zu seiner Zeit und dessen Laub niemals verwelkt (Ps 1,3). Er war zur Trotzdem-Liebe zur Kirche befähigt.

Manchmal, wenn mich bestimmte kirchliche Zustände bedrücken, denke ich an das Wort P. Karl Rahners von der "winterlichen Kirche". Er hat damit wohl gemeint, daß nach dem Frühling des Konzils die Eismänner gekommen sind. Aber mit dem Blick auf Ignatius denke ich mir, ob nicht so manche konziliaren Aufbrüche so etws wie eine "Wende nach innen" notwendig haben, und ob uns die äußere Hemmung, die Unmöglichkeit des Aufkommens triumphaler Gefühle, nicht in gewisser Hinsicht - wie bei Ignatius - auf die eigentliche spirituelle Substanz des Christlichen zurückwirft und die Aktivität mehr in die Wurzeln zwingt, wie der Winter es in der Natur tut.

III. Eine Spiritualität der Nüchternheit

Der dritte Grund, warum ich dem heiligen Ignatius in der Jesuitenkirche gedankt habe, ist seine Spiritualität der Nüchternheit.

Da habe ich z. B. in seinen Briefen die Antwort vom 21. Juli 1554 an den Rektor von Salamanca, P. Hernandez, gefunden, der ihm sein Leid wegen der angeblich zu geringen Frömmigkeit der Scholastiker geklagt hatte. Dazu muß man bedenken, daß Ignatius in den Konstitutionen seines Ordens die Gebetszeiten entgegen anderen Ordensregeln und Idealvorstellungen von Frömmigkeit bedeutend herabgesetzt hatte. Der Mystiker Ignatius, der um Entrückung und Stunde himmlischen Trostes aus eigener Erfahrung weiß, aber trotzdem eine große Distanz zu Privatoffenbarungen hat und von der "Gabe der Tränen"

nicht gar so viel hält, verordnet nach Salamanca eine kalte Dusche:

"Daß die Unsrigen dort im Kolleg nicht alle jenen inneren Zug zur Andacht spüren, den man wünschen möchte, ist gar nicht zu verwundern. Derjenige, dem es zukommt, diese Gaben zu verleihen, verteilt sie, wo und wann es angebracht ist. In den Zeiten der Studien, die im allgemeinen nicht wenig geistige Anstrengung erfordern, ist es naheliegend daß, die göttliche Weisheit derartige fühlbare Tröstung des öfteren unterbricht... Auch wäre zu bedenken, daß die verstandesmäßige Beschäftigung mit dem Lernstoff naturgemäß eine gewisse Ernüchterung des Gemütslebens zur Folge hat. Und doch, wenn das Studium in reiner Absicht auf den Dienst Gottes gelenkt wird, ist es eine ausgezeichnete Betätigung der Frömmigkeit. Solange man nicht den festen Grundstock gefährdet und die in den Konstitutionen vorgesehene Zeit einhält, darf man die Trockenheit nicht als einen großen Nachteil betrachten...". Nun, Ignatius muß seinen vielleicht etwas überschwenglichen Mann in Salamanca gekannt haben, denn der Brief schließt mit einem herben: "Sonst nichts für heute..."

Das ist Ignatius, der von den Gemütswallungen, die den Hausverstand beeinträchtigen, nichts hält. Das ist Ignatius, der auf die Anfrage des Petrus Canisius aus Wien, was denn angesichts des Umsichgreifens der Neuen Lehre vordringlich zu tun sei, am 13. August 1554 aus Rom antwortet: Bildung und Verkündigung, intensives Studium - was angesichts des betrüblichen Niveaus in der damaligen Kirche höchst verständlich war. Noch etwas fügt Ignatius hinzu: Stil und Mittel der Verkündigung seien schlicht und einfach unzeitgemäß und man könne in dieser Hinsicht von den Neuerern viel lernen...

Die Nüchternheit der ignatianischen Spiritualität mag später in Richtung einer Überbetonung der Ratio über die Stränge geschlagen haben - aber trotzdem, ich wünschte sie mir heute oft in der Kirche. Die Mutter Kirche braucht nun einmal in ihrer Küche den Kühlschrank der Rationalität, damit ihr die Milch der frommen Denkungsart nicht sauer wird.

Ich habe mich da drüben in der Kirche auch an einen anderen Saal auf der anderen Seite des Karl-Rahner-Platzes erinnert. Dieser Saal war gefürchtet. Es war der Rigorosensaal. Und wenn ich mich an diese damals wirklich zu recht gefürchteten zweistündigen Prüfungen erinnere, an die messerscharfe, unerbittliche Behandlung der Probleme, die keine Suada von leeren Worten duldeten - also da ist er schon ein bißchen offengewesen, der ignatianische Kühlschrank. Und dabei waren diese prüfenden Professoren tieffromme, bescheidene Priester und Ordensleute, aber es wäre sicher keinem eingefallen, den Rat zu geben, das Rigorosenstudium durch Frömmigkeitsübungen zu ersetzen.

Aber obwohl ich im religionspädagogischen Bereich jahrelang für das Recht des Gemütes gegenüber einer Intellektualisierung plädiert habe, ich muß heute doch sagen, die Nüchternheit, die uns damals, im Studium nach dem Krieg, auch ein wenig genervt hat, empfinde ich heute geradezu als Wohltat, wenn ich so anschauere, was es mir an Ergüssen, Ansichten, Vorurteilen, Meinungen, Argumentationsschwäche, Fundamentalismen, Sichtverkürzungen und frommen Simplifizierungen auf den Schreibtisch weht. Schon damals, lange vor dem II. Vaticanum, gab es hier eine beachtliche Objektivität,

selbstkritisch, um manche Lücke in der eigenen Lehre wissend, und mit einer klar ausgesprochenen Hierarchie der Wahrheiten operierend. Man hat damals, bei nie zu bezweifelnder Papsttreue, sehr wohl gewußt, was Infallibilität bedeutet und was sie nicht bedeutet. Und so bekam man ein Gefühl für Veränderliches und Unveränderliches, Menschliches und Göttliches in der Kirche vermittelt.

IV. Mut zum Wagnis

Bei meiner Besinnung in der Jesuitenkirche ist mir auch die Erinnerung an große Namen dieses Ordens aufgestiegen, und mit ihnen eine andere Erkenntnis über die ignatianische Spiritualität: Sie barg den Mut zum Wagnis.

Das große "Magis", das sein Herz erfüllte, schloß auch ein "Vorwärts" ein. Er selbst hat viel gewagt, nicht nur als Soldat in der Verteidigung von Pamplona, sondern auch als Ordensmann in seiner Spiritualität, und zwar trotz, ja wegen seines unbeirrbareren Dienstes in der Kirche. Bei einer so starken, aus dem Geist der Zeit erwachsenden und ihr entsprechenden Betonung des Personalen, Individuellen in der geistigen Formung war ja das Unbequemwerden sozusagen vorprogrammiert.

Und so übernehmen seine geistlichen Söhne immer wieder die Rolle der Wagenden, die eine Gefährdung nach außen und nach innen ist. Sie fahren schon in der ersten Generation über die Ozeane in unbekannte Welten, und sie werden immer wieder einmal über die sichere Route des Konventionellen und Gewohnten hinaus in der Kirche zu neuen Ufern segeln. Die Rolle des Wagenden ist äußerlich und innerlich gefährlich. Äußerlich, weil es natürlich zu Spannungen mit der Gesellschaft, unter Umständen auch mit der kirchlichen Autorität kommen kann, und innerlich, weil der wagende Mensch sehr oft ein einsamer Grenzgänger wird, der in der Verteidigung seiner Position auch wirklich jene Grenze überschreiten kann, jenseits der das Abenteuer des Wagnisses zur Fahrt in den Irrtum werden kann - wie es ja mitunter auch geschehen ist.

Und doch: Was wäre die Kirche ohne die Wagenden? Was wäre sie ohne Adam Schall, Matthäus Ricci und ihre Gefährten, die ins chinesische Reich vordrangen und damals schon weitschauend erkannten, was wir heute Inkulturation des Christentums nannten?

Und hier muß ich weiter zu den vergessenen Männern abschweifen, die als Jesuiten und Tiroler in diesem Land ein besseres Gedächtnis verdient hätten.

Ich kann mich noch erinnern, einmal mit einer Gruppe von Studenten bei einer Führung in der schönen Bibliothek von Neustift bei Brixen gestanden zu sein, und bei einem Blick auf die alten, natürlich nie gelesenen Bücher hinter unserem Rücken habe ich mich dann doch nicht enthalten können zu sagen: Drehen Sie sich bitte um und schauen Sie sich die vier braunen Lederbände auf dieser Stellage an. Der dritte Band verdient eine besondere Verneigung!

Es war die Moraltheologie des Innsbrucker Jesuiten Adam Tanner SJ, 1572 - 1632, geboren m. W. in der heutigen Pfarrgasse, 20 Jahre Professor der Moraltheologie in München, Ingolstadt, Prag und Wien. Nach dem Urteil des großen Theologen Scheeben war Tanner der einzige große scholastische Theologe dieser Zeit in deutscher Zunge. Die Nachrichten über seine wichtige Rolle verdanke ich den Studien von Prof. DDDr. Nikolaus Grass. Tanner war der führende

Mann im Kampf gegen den Hexenwahn. Hier hatte es schon vorher einmal eine besondere Rolle Tirols gegeben, weil 1487 der Bischof von Brixen, Golser, m. W. als einziger Bischof weit und breit die Hexenbulle für einen Unsinn hielt und erreichte, daß der Tiroler Landtag den Generalbevollmächtigten des Papstes samt der Bulle des Landes verwies. Auch dieser Golser hätte einmal eine Straße in Innsbruck verdient.

Tanner hatte im dritten Band gegen den Hexenprozeß vom Leder gezogen. Fachleute sagen, er habe eigentlich das herrschende Verfolgungssystem bis zum Zusammenbruch bedroht. Tanner war der geistige Leader des berühmten Friedrich von Spee SJ, eines anderen Wagenden, der gegen das Verbrechen der Hexenprozesse aufzutreten wagte. Tanner hat erbitterte Gegnerschaft erlebt. Man hat ihm Glaubensuntreue wie Papstuntreue vorgeworfen, ja er wurde mit der Ermordung bedroht. Der Hexenwahn saß ebenso tief wie der Judenhaß. Auch Spee hat die Isolation erlebt. Man sagt, sein berühmtes, ergreifendes Ölberglied "In stiller Nacht, zur ersten Wacht, ein Stimm begann zu klagen" sei auch ein Gesang seiner eigenen Einsamkeit.

Tanner hat seine Heimat Tirol immer geliebt, auf der Reise in die Heimat ist er 1632 im Salzburgerland gestorben. Ein großer Wagender. Vielleicht kriegt er einmal eine Straße in Innsbruck. Und ein anderer hätte eine in Arzl verdient. Der Jesuit P. Laymann SJ war Tanners Mitstreiter gegen den Hexenwahn und sein Nachfolger. Er stammte aus Arzl bei Innsbruck. Seine Moraltheologie hatte deswegen so große Bedeutung, weil sie bis ins 18. Jhdt. hinein das Standardwerk blieb. Auch er wurde von sogenannten Traditionstreuen wütend bekriegt. Beide zählen zu den großen Wagenden im Namen Jesu Christi.

Und da man augenblicklich zu großen triumphalistischen Feiern zur Entdeckung Amerikas rüstet, denen ich beim besten Willen ebenso wenig abgewinnen kann wie den bombastischen Feiern zur französischen Revolution, die immerhin 700.000 Menschen unmittelbar ermordet hat, weil man also dieses Jubeljahr vor Augen hat, möchte ich - nur als Beispiel - an einen anderen Tiroler Jesuiten erinnern, der ein ganz großer Wagender war. Er gehörte zum größeren Tirol, er stammte aus dem Nonsberg, hieß dann P. Kino und kam über Ingolstadt, Innsbruck und Freiburg mit den größten Hindernissen in jahrelanger Reise nach Mexico und schließlich in die Länder am kalifornischen Golf. Und dort verwirklichte er ein kühnes Missionsprojekt, das entgegen anderen europäischen Intentionen in der Neuen Welt das Wohl der Indianer in den Mittelpunkt stellte, und zwar sowohl ihr geistliches wie ihr sozial-wirtschaftliches Wohl. Sein Denkmal steht vor dem Parlament von Texas. Er hat eine indianochristliche Kultur ins Leben gerufen, und bei seinem Begräbnis strömten 40.000 Indianer zusammen, um ihn zu ehren. Das haben sie später für keinen Weißen mehr getan. P. Kino ist ermordet worden, möglicherweise mit politischen Hintergründen. Ein italienischer Historiker schrieb: Un Santo di tipo moderno...

Hierher gehört auch der Südtiroler Sepp von Seppenburg, einer der Hauptakteure des heiligen Experiments in Paraguay, das heuer ja auch im Landestheater dramaturgisch gefeiert wird.

Diese Leute waren große Wagende. Auf ihren Schiffen ist Christus übers große Wasser gefahren. Bei den Schiffen der Eroberer und Conquistadores möchte ich das eher bezweifeln, auch wenn diese Schiffe alle das große Kruzifix am Bug trugen.

Was wäre die Kirche ohne die großen Wagenden dieses Ordens? Ohne einen Teilhard de Chardin, ohne einen Karl Rahner und auch Josef Andreas Jungmann, als er mit seinem Konzept zum Konzil fuhr?

Ich habe jetzt lauter rechte Wagende genannt, keine irrenden Sterne mit abstrusen Ideen, sondern Männer, die im Dienst der Wahrheit und der Liebe standen. Und die ein besseres Feeling für das wahrhaft Christliche hatten, als es z. B. damals Hierarchen hatten. Alle diese Wagenden kann man als Gescheiterte sehen, als z u n ä c h s t Gescheiterte. Ricci und Schall scheiterten am Ritenstreit, China verschloß sich dem Christentum für Jahrhunderte. Und erst in unseren Tagen hat wieder ein Tiroler Jesuit, P. Luis Gutheinz, als erster Theologieprofessor katholische Theologie in chinesischer Sprache vorgetragen.

Tanner und Spee blieb zu ihrer Zeit der durchschlagende Erfolg versagt, man hat bis ins 18. Jhdt. hinein Hexen verbrannt. Kino, und Männer wie Sepp von Seppenburg scheiterten an der Besitzgier und Rücksichtslosigkeit der Weißen und ihrer Politiker im Hintergrund. Teilhard de Chardin scheiterte am mangelnden Bewußtseinsstand in der Kirche. Sie trugen alle das Geschick des Kreuzes, und sie haben ihr Gewissen nicht auf dem Altar eines falsch verstandenen Kadavergehorsams geopfert. Aber sie trugen die Zukunft in ihren Händen, und heute, rückblickend, tragen sie die Ehre der Kirche durch dunkle Zeiten.

Es ist kein Zweifel, daß es das Lehramt braucht, damit der Kurs des Schiffes nicht in den Strudel des Irrtums fährt. Aber manchmal - und das sollte man nicht vergessen - sind es diese kühnen Matrosen droben in den Rahen, die einen weiteren Ausblick haben und die Segel in einen Wind des Geistes setzen, einen Wind, von dem man drunten auf Deck noch gar nichts spürt, nicht einmal auf der Kommandobrücke. Das hat er so an sich, dieser Wind des Geistes.

Nur - das echte Wagnis braucht eine geistliche und geistige Tiefe, ein festes Stehen in den Fundamenten der Offenbarung und ihrer Wahrheit und die Bereitschaft zum Kreuz.

V. Gefährdung und Unterscheidung der Geister

Er hat uns viel geschenkt, dieser Baske Ignatius, der etwas vom letzten Ritter und vom Menschen der Moderne in sich vereinte: Glut aus der Tiefe, Treue zu der von Krisen geschüttelten Kirche, große Nüchternheit und Mut zum Wagnis. Es wird keine Epoche der Kirche mehr geben, in der sie diese Akzente nicht nötig hätte. Aber es wäre nicht im Sinne dieses stillen Mannes, der am 31. Juli 1556 in die Ewigkeit ging, das Jubiläum seines 500. Geburtstages nur mit einem großen Panegyrikus zu feiern. Der paßt zu ihm schlecht - wie eigentlich der Prunkaltar aus Gold und Malachit in Il Gesù in Rom. Man kann nicht verschweigen, daß in den Ansätzen des Ignatius auch Gefahren lauerten, die dann und wann durchbrachen. Manche hat er selbst gewittert. So etwa, als man daran ging, die Beichtväterposten an den Fürstenhöfen zu erobern. Auch gibt es bei ihm - sicher aus Überlegungen der gegenreformatorischen Strategie geboren - eine nicht zu verkennende Bevorzugung Menschen höherer Stände. Und so kam die Versuchung auf, die Macht im Hintergrund zu spielen - an den Höfen zu Prag und zu Wien, zu Madrid, zu Lissabon und anderswo - und die Fäden der Berechnung und des Einflusses in einer

Weise spielen zu lassen, die Mißtrauen erregt? Heute sind andere dieser Versuchung ausgesetzt.

Auf der anderen Seite hat die Tatsache, daß Jesuiten so oft an die Front geistiger Auseinandersetzungen gestellt wurden, in heilige Experimente und pastorales Neuland, es manchmal auch mit sich gebracht, daß der gesunde Boden verlassen und Schutzzäune durchbrochen wurden, sodaß der Zeitgeist ungehindert in den einen oder anderen Bereich eindringen konnte.

Die von Anfang gegebene Betonung der Disziplin und des Gehorsams - ein Gegengewicht zur großen Individualität - und die Kühle hochentwickelter Rationalität haben streckenweise wohl das Gemüt und das Herz zur kurz kommen lassen. Vielleicht ist auch manchmal durch die übergroße Individualität die Mitbrüderlichkeit hie und da ins Gleiten gekommen. Kein heiliger Weg und keine Spiritualität ist so eindeutig beschildert, daß es nicht auch Möglichkeiten des Verirrens gäbe.

Ignatius hat den Seinen nicht umsonst die Einübung der "Unterscheidung der Geister" mit auf die Reise in die Zukunft der Kirche gegeben, und ich glaube, daß diese Kunst der Unterscheidung der Geister auch heute etwas vom Kostbarsten in seinem geistlichen Erbe ist.

Ich werfe einen dankbaren Blick auf den Heiligen, der sich zeitlebens nie malen ließ, von dem wir nichts besitzen als die Totenmaske, die man noch schnell abnahm, die aber weder tot noch Maske ist, sondern das Bild eines Menschen zeigt, der Leid und große Ruhe, Vertrauen und heilige Entschlossenheit ausstrahlt - ein Menschenbild, das uns über die Jahrhunderte hinweg etwas zu sagen hat, bis herein in unser Jahr des Heils 1991.